Inhalt

Vorbemerkung	9
---------------------	---

Geschichte: Von der Erbfeindschaft zur offiziellen Freundschaft

Die Französische Revolution: Schreckensbild oder Verheißung?	17
Krieg gegen Napoleon	20
Germanischer Chauvinismus	23
Der Krieg von 1870/71	26
Der große Krieg	27
Zwischen den Kriegen	31
»Monsieur Hitler«	34
Vier Jahre Besatzung	38
Der Mythos der Résistance	46
Die französische Zone	50
Der Saarstaat	52
Annäherung mit Hindernissen	54
Abschied von den Kolonialreichen in Indochina und Algerien	55
Der Freundschaftsvertrag	62
Die Mairevolte und ihre Folgen	63
Das andere Deutschland	69
Trauma »réunification«	71
Der steinige Weg nach Europa	73

Die Republik: Stärken und Schwächen

Die großen Erinnerungen	77
Die Idee der Größe	79
Trennung von Staat und Kirche	82

Glaubensfragen	84
Islam und Islamismus	87
Je suis Charlie	90
Schändlichkeit und Perversion	92
Bevölkerung: Jeder Dritte kommt von auswärts	94
Korrekturen am Geschichtsbild	98
Bedrohtes Franzosentum	100
Explosion der Vorstädte:	
Unruhe in den Randzonen der Republik	102
Die Hauptstadt: befriedetes Machtreservat	106
Zentralismus und Dezentralisierung	113
Die Sprache als nationales Heiligtum	118
Probleminsel Korsika	125
Elsässische Identitätsfragen	131

Staat und Politik

Die Parteien: ein schillerndes Spektrum	139
Die extreme Rechte nistet sich ein	146
Eine Verfassung für den General	151
Das wechselhafte Image des Präsidenten	153
Der Staat als Wirtschaftslenker	160
Kostspieliges Scheitern	162
Atomkraft als nationales Projekt	165
Lob des Gesundheitssystems	170
Der Bürger als Rebell	172
Konfliktkultur	174
Empörung und Ungehorsam	176

Gesellschaft: Hierarchie und Eigensinn

Das heilige Privatleben	180
Kinder, Karriere, Familie	183
Schule als Schicksal	187
Grande École oder Universität?	190
Betriebskultur	193
La Bouffe: eine verzehrende Leidenschaft	196
Einladung zum Dîner	200
Zivilisationsgetränk Wein	202
Die Liebe zum Land	205
Week-end und Ferien	207

Kultur und Kommunikation	
Die Rückkehr der Bücher	212
Kino als »kulturelle Ausnahme«	217
Die Musikszene: Belebung durch die Quote	220
Medien unter Einfluss	222
Arte: das deutsch-französische Fernsehexperiment	229
Nachbemerkung	233
Anhang	
Überblick zur Geschichte seit der Französischen Revolution	237
Literatur	238
Abkürzungsverzeichnis	241
Kontaktadressen	244
Übersichtskarte	246
Basisdaten	248

Vorbemerkung

Flutwelle, Orkan, Erdbeben, Erdrutsch, Tsunami, Vulkanausbruch: Im Jahr 2017 häuften sich in den Medien die Vergleiche mit Naturphänomenen. In Frankreich schienen gewaltige Kräfte zu toben und alles durcheinanderzuwerfen. Es war ein Wahljahr, wie ich es noch nie erlebt habe, auch deshalb, weil es sich endlos hinzog: Mit den Primaires folgten acht Wahlgänge aufeinander, eine Zumutung!

Der Wahlkampf lenkte alle Blicke auf Frankreich, denn es stand Entscheidendes auf dem Spiel: Nicht auszuschließen war, dass die nächste Präsidentin Marine Le Pen hieß. Würde nach dem Brexit-Schock und der Wahl von Donald Trump in den USA nun der nächste herbe Schlag kommen? »Le Pen im Élysée, das wäre das Ende des europäischen Projekts, wie wir es kennen«, so schrieb Theo Sommer in der *Zeit*. Sollte ausgerechnet aus Frankreich, einem Kernland der Europäischen Gemeinschaft, der Todesstoß für die EU kommen? Der *Spiegel* bezeichnete die Präsidentschaftswahl als »Endspiel um die politische Zukunft Europas«. Das Endspiel nahm teilweise Formen eines wunderlichen Dramas an, mit Spannungsbögen, überraschenden Wendungen und grotesken Intermezzi. Der Unterhaltungswert war hoch, das Niveau des Stücks oft weniger. Dem als Favorit gehandelten Kandidaten der Républicains François Fillon kam der eigene Zynismus in die Quere. Es stellte sich heraus, dass der sich streng moralisch gebende Konservative seiner Gattin Penelope jahrelang eine Scheinbeschäftigung auf Kosten der Staatskasse ermöglicht hatte. Dann wurde auch noch ruchbar, dass er sich sündhaft teure Maßanzüge von einem zwiespältigen Geschäftsmann hatte schenken lassen. Die Entlarvung des Moralapostels hätte Stoff für eine Komödie von Molière abgeben können. Aber das Lachen blieb einem im Hals stecken.

Denn natürlich war dieser Beleg für die Korruption der Eliten nur Wasser auf die Mühlen der blonden Walküre. Bei den Sozialisten ging es eher zu wie in einer Shakespeare-Tragödie: Die Parteigrößen übten schnöden Verrat an ihrem offiziellen Kandidaten Benoît Hamon und dienten sich einem aussichtsreicheren Konkurrenten an. Überraschend erfolgreich war der Volkstribun Jean-Luc Mélenchon, laut *Spiegel* ein »linksradikaler Europafeind«, der das Publikum unter anderem mit den Hologrammen seiner Person zu amüsieren wusste, die er an mehreren Orten gleichzeitig auftreten ließ. Wäre er in die Stichwahl gegen die FN-Chefin gekommen, wäre die Entscheidung zwischen zwei EU-Gegnern gefallen. In einem Appell beschworen 25 Ökonomie-Nobelpreisträger die Gefahr des Protektionismus, und Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier warnte die Franzosen vor den »Sirenengesängen« der Populisten. Das Fazit der Tageszeitung *Le Monde* lautete: »Le Pen, Mélenchon, dieselbe Gefahr«. Diese beiden im zweiten Wahlgang? Eine Horrorvorstellung auch für Wolfgang Schäuble: »Dann ist es mit der republikanischen Vernunft in Frankreich vorbei.« Der Philosoph Peter Sloterdijk wettete gegen das linke Schreckbild Mélenchon: »Frankreich würde sich in ein großes Venezuela verwandeln. Das Kapital würde das Land verlassen.«

Zunächst gab es Entwarnung, als nach dem ersten Wahlgang der Gegner von Marine Le Pen feststand: Es war nicht Mélenchon, sondern der politische Senkrechtstarter Emmanuel Macron. Wofür er politisch stand, war vielen erstmal nicht so wichtig, es ging um Katastrophenverhinderung. Macron wurde gewählt. »Der Alptraum bleibt Europa erspart«, gab sich die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* erleichtert. Der 39-jährige Ex-Investmentbanker schritt zu den Klängen der Europa-Hymne gemessenen Schritts zu seinem ersten Auftritt, kurz darauf bescherte das Wahlvolk seiner frisch gegründeten Partei mit ihren oft völlig unbekanntem Kandidaten die absolute Mehrheit.

Ist damit wieder alles in Ordnung? Mir kam es vor wie die Flucht in die Arme des Erlösers. Auch dass bei den Parlamentswahlen die Zahl der Nichtwähler bei über 50 Prozent lag, weist darauf hin, wie sehr die gewohnten Verhältnisse aus den Fugen geraten sind. Die Franzosen scheinen ihres Parteiensystems zu tiefst überdrüssig zu sein. Die fortdauernd hohe Arbeitslosigkeit und die Konfrontation mit dem islamistischen Terror tragen das

ihre zur Krise des Selbstverständnisses bei. Auch nach den Wahlen ist das Land verunsichert und gespalten.

Längst hat Frankreich für seine Nachbarn den einstigen Vorbild- und Wohlgefühlcharakter verloren. Wie sehr hatte man dieses Land früher verehrt und glorifiziert! Vielen war Frankreich die Heimat des guten Lebens, der kulinarischen Verheißungen, aber auch der kritischen Köpfe, der fortschrittlichen Geister, und dies ungeachtet der seit Langem schon schwächeren Wirtschaftsleistungen. Nun ist so etwas natürlich immer mit Illusionen verbunden. Je intensiver man sich hingegen auf dieses Hexagon einlässt, desto mehr entfaltet sich seine Komplexität, desto faszinierender wird es. Es gibt gewiss hinreichend Gründe, sich über Frankreich aufzuregen, aber es ist, mit all seinen Widerhaken und Schattenseiten, weiterhin ein großartiges Land, und es verlangt danach, kennengelernt zu werden.

Meine erste Reise als Student nach Frankreich führte per Anhalter in den Süden. Ich trampelte zwischen Avignon, Nîmes und Sète herum und landete schließlich bei der Weinlese zu Füßen des Mont Canigou am Rande der Pyrenäen. Alles war gut: das flimmernde Licht unter den Platanen, die plätschernden Dorfbrunnen, der Patis-Geruch in den Cafés, die melodios und genussvoll plaudernden Menschen auf den Märkten, die Chansons von Georges Brassens und Jacques Brel, die ich zum ersten Mal hörte. Groß war gleich die Begeisterung.

Von da an ging es immer wieder hinein in dieses weite Land.

Was für einen großen Reichtum an Landschaften haben sie da, in ihrem heiligen Sechseck, dazu schnurgerade Straßen bis zum Horizont, Dörfer und Städte mit Patina. Und wie angenehm sind die Leute! Sie haben sonntags ihr Huhn im Topf und zuckeln gemächlich mit ihren zerbeulten 2 CVs und R4s umher, eine Gauloise im Mundwinkel, ja, damals rauchte man noch, und wie ... Es war nicht schwer, dieses Frankreich zu mystifizieren. Viele verehrten das Land als Gegenmodell zum eigenen. Leben und leben lassen schien hier die Devise, auch war nicht alles so saubergekratzt und abgezirkelt wie daheim, manchmal gar ein wenig schmutzig, mit Sägespänen auf dem Kneipenboden, in die man gleich auch die Erdnussschalen hinschmiss und die Zigarettenasche. Ich erinnere mich, wie ein deutscher Elektriker-Freund fassungslos

die lose von Haus zu Haus baumelnden, verknoteten Stromleitungen betrachtete. Ein bisschen chaotisch-improvisiert, aber irgendwie sympathisch. Die Franzosen konzentrieren sich eben mehr aufs Wesentliche.

Und dazu die politische Gesinnung, diese erfrischende Radikalität! Im Lande des Mai 68, dieser großartigen Aufwallung, schienen auch noch in den siebziger Jahren geistige Freiheit und kritisches Engagement zu Hause zu sein. »Schaffen wir französische Zustände!«, hatte Hans Magnus Enzensberger damals in einer Rede gerufen. Man hatte gelernt, dass unterm Pflaster der Strand lag und dass man Voltaire nicht verhaftet. Der konservative de Gaulle hatte dies zu bedenken gegeben, als seine Anhänger 1960 zur Zeit des Algerienkriegs ein Exempel gegen den unbotmäßigen Jean-Paul Sartre statuieren wollten, während daheim kritische Intellektuelle von führenden Politikern mal als »Pinscher«, mal als »Ratten und Schmeißfliegen« tituliert wurden. Wie anders dagegen dieses Land, in dem sich Politik und Poesie zu verbinden schienen, wo in den Cafés Surrealisten, Rebellen und Lebenskünstler beim Aperitif saßen!

»Frankreich ist der Inbegriff all dessen, was das Menschenleben schön und würdig macht.« So heißt es in Friedrich Sieburgs 1929 erschienenem Buch *Gott in Frankreich?*. Diese immer wieder neu aufgelegte Bibel der Frankophilen hat beim deutschen Publikum in besonderem Maße die Vorstellungen über das Nachbarland geprägt. Warum schätzte Sieburg Frankreich? »... weil ich schwach genug bin, mich in einem altmodischen und unordentlichen Paradies lieber aufzuhalten als in einer blitzblanken und trostlosen Musterwelt.« Wie spätere Frankreich-Pilger litt auch er schon unter Deutschlands moderner Kälte und fand hier die vormoderne, charmant zurückgebliebene Gegenwart.

Sieburg selbst hatte übrigens zeitweilig andere Töne angeschlagen: Als frankophiler Nazi war er 1941 mit einer Propagandatruppe durch Frankreich gezogen und hatte sich als »Kämpfer und Nationalsozialist« präsentiert, auf die Franzosen eingeredet, sich einzubringen ins neue Nazi-Europa, und sie aufgefordert, »Schluss zu machen mit dem ewigen Durchwursteln, den schlichten Glücksvorstellungen von Freizeitanglern... wovon sich Deutschland längst mutig befreit hat«.

Dennoch hatte Sieburgs idyllisierendes Frankreich-Bild lange

Nachwirkungen und schlägt sich noch heute in gewissen Stereotypen nieder. Dabei wird die wirtschaftliche und gesellschaftliche Realität des industrialisierten Frankreich allerdings gern ausgeblendet. Das war lange ein Problem deutscher Frankreich-Schwärmer, in deren Vorstellungen sich die Franzosen nicht recht wiedererkennen konnten und wollten.

Es dauerte eine Weile, bis sich in der Wahrnehmung der Deutschen das moderne Frankreich, voller Ungleichzeitigkeiten und mit Schönheitsfehlern behaftet, an die Stelle des imaginierten Idylls setzte. Die vielen Begegnungen und Austauschprogramme, die nach dem 1963 geschlossenen Élysée-Vertrag zustande kamen, haben dazu zweifellos einiges beigetragen. Tatsächlich kann sich die Freundschaftsbilanz sehen lassen. 2000 Städtepartnerschaften wurden geschlossen, über sieben Millionen junge Franzosen und Deutsche haben an Programmen zum Jugend- und Schüleraustausch, zur Berufs- und Sprachausbildung teilgenommen. Partnerschaften von Regionen, Universitäten, Schulen wurden gegründet, kulturelle Großveranstaltungen wie »Paris–Berlin« oder »Germania und Marianne« fanden statt. Der deutsch-französische Kulturfernsehsender Arte nahm den Sendebetrieb auf, eine deutsch-französische Brigade wurde aufgebaut, eine gemeinsame Adenauer-de-Gaulle-Briefmarke herausgegeben und sogar gemeinsame Geschichtsbücher für den Schulgebrauch.

Im Januar 2013 wurde das 50. Freundschaftsjubiläum gefeiert. Es reiste die Pariser Nationalversammlung, 577 Abgeordnete, nach Berlin zu einer gemeinsamen Sondersitzung mit den Kollegen vom Bundestag, in der Philharmonie gab es ein Konzert mit Stücken von Beethoven und Saint-Saëns. Allerdings fiel das Jubiläum in eine wenig enthusiastische Phase, in der »mehr Grabenkämpfe als Gemeinsamkeiten« herrschten, wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* feststellte. Französischerseits war man verschnupft darüber, dass sich Deutschland nicht recht an dem gerade begonnenen Mali-Krieg beteiligen wollte. Eine »verdrießliche Goldene Hochzeit« sei das, klagte *Le Monde*.

Es fehle die Leidenschaft bei diesem alten Paar, das die Krise weiter auseinanderdividiert habe, anstatt es enger zusammenzubringen, nörgelte *Le Point*. Aber auch wenn das neue Paar Merkel-Hollande eine etwas verkrampft wirkende Freundschafts-Demonstration hinlegte, um interne Unstimmigkeiten zu kaschieren,

wies *L'Obs* (früher: *Nouvel Observateur*) doch darauf hin, dass es nirgendwo auf der Welt ein anderes Zweistaatenbündnis gebe, das derart dichte und vielgestaltige gemeinsame Strukturen hervorgebracht habe.

Wie sehr mag man in Frankreich die offiziell befreundeten östlichen Nachbarn? Recht beliebt sind deutsche Unterhaltungskünstler, vor allem, wenn sie sich »französisieren«. Hanna Schygulla, Ingrid Caven, Ute Lemper, Diane Kruger oder gerne auch Menschen aus der Modebranche wie Claudia Schiffer oder Karl Lagerfeld – alle, die kommen, um dem Pariser Betrieb zu huldigen, werden gern aufgenommen, gelegentlich gar adoptiert.

Jemand, den die Franzosen auch mochten, war Kanzler Helmut Kohl, der immer wieder versicherte, wie tief er Frankreich verbunden sei. Dann allerdings ereignete sich das Größte Annehmbare Unglück: die deutsche Wiedervereinigung. Und für eine Weile verwandelte sich der gemütlich-behäßige Koloss in ein gefährliches Monstrum, dem in den Presse-Karikaturen prompt eine Pickelhaube aufgesetzt wurde. Als »Bismarck im Pullover« wurde er apostrophiert. »Wird der deutsche Riese alles verschlingen?«, fragte bang eine Überschrift, andere riefen auf Deutsch: »Achtung!«, beschworen den »Blitzkrieg« des »chancelier Kohl« oder »La Grosse Allemagne« – das fette Deutschland.

Diese Aufregung legte sich bald wieder, man beruhigte sich. Allerdings verringerte sich das Interesse am Nachbarn, zum Beispiel an der Sprache. Entgegen den politischen Willensbekundungen spielt sie an französischen Schulen eine immer geringere Rolle. Früher war Deutsch ein Prestigefach für begabte Kinder und wurde aus diesem Grund als zweite Fremdsprache gewählt, aber das ist vorbei. Es haftet ihm der Ruf eines schwierigen und unschönen Idioms an, unverdrossen werden damit bisweilen immer noch bellende Nazi-Schergen assoziiert.

Zur bislang letzten Schulreform von 2016 gehörte obendrein die Streichung der »classes bi-langues«, die das simultane Erlernen von zwei Fremdsprachen, in der Regel Deutsch und Englisch, gestatteten. Diese Klassen funktionierten zwar recht gut, aber die Bildungsministerin Najad Vallaud-Belkacem hielt das Modell für zu elitär, also weg damit. Eine »Katastrophe«, eine »zerstörerische Reform« sei dies, schimpfte Alfred Grosser. Deutsch laufe Gefahr, ein Orchideenfach zu werden, warnte der Direktor des Pariser

Goethe-Instituts. Auch der ehemalige Premierminister und frühere Deutschlehrer Jean-Marc Ayrault mischte sich ein. So rüdete die Ministerin unter dem Eindruck der Kritik wieder zurück.

Ist die deutsch-französische Freundschaft womöglich eine Einbahnstraße? Eine recht unausgewogene Angelegenheit? Zwar erhalten die Deutschen bei Umfragen allgemein hohe Sympathiewerte und werden als die wichtigsten Partner in Europa bezeichnet, aber darin scheint vor allem der offizielle Diskurs nachzuwirken. Während es die Deutschen nach Frankreich drängt, nicht nur nach Paris, sondern auch in die Bretagne, die Provence, ins Elsass, ins Périgord oder in die Pyrenäen, mag von französischer Seite kaum jemand ins Nachbarland reisen. »Deutschland? Das ist nun wirklich das letzte Land, wo ich Lust hätte, meine Ferien zu verbringen!«, musste die derzeitige Generalsekretärin des Deutsch-Französischen Jugendwerks, Béatrice Angrand, hören, als sie ihrer französischen Umgebung vom Nachbarland vorschwärmte.

Die große Ausnahme ist Berlin. Die deutsche Hauptstadt übt seit einigen Jahren eine unglaubliche Anziehungskraft aus. Bei jungen Leuten gilt sie als Hochburg des coolen Amusements. Mit Lowcost-Fliegern kommen sie Woche für Woche in Scharen in die Arm-aber-sexy-Metropole, um die Nächte durchzumachen und tagsüber zu schlafen. Berlin ist Kult. Sogar die Currywurst wird verehrt.

Über diese Party-Touristen hinaus haben sich auch größere Mengen Franzosen für länger dort angesiedelt. Schätzungen zufolge liegt ihre Zahl zwischen 20 000 und 35 000. Berlin bietet ihnen günstige, große Wohnungen, das Leben ist entspannter und stressfreier als in Paris, die Stadt gilt als kulturell attraktiv, vital und kosmopolitisch, gleichzeitig wird die ruhigere Gangart gepriesen, die grünere und sauberere Umwelt. Berlin ist gewissermaßen das Anti-Paris. Künstler finden leistbare Atelierräume und ein kreatives Reizklima. Auch bei französischen Schriftstellern wirkt der Zauber. Schon kursiert der Ausdruck »Saint-Berlin-des-Prés«. Man weiß zwar nicht, wie lange diese Faszination anhält, aber dies sind zweifellos ermutigende Entwicklungen.

Über den aktuellen Drang nach Berlin hinaus haben schon über viele Jahre hinweg Städtepartnerschaften, Jugendaustausch- und Erasmusprogramme Kontakte gefördert, Freundschaften entste-

hen lassen und zahlreiche deutsch-französische Ehen gestiftet. Nur sollte man sich darüber im Klaren sein, dass dieses relativ neue Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Ländern konkurriert mit einem tief verwurzelten Unbehagen, das weit zurückreicht.

Staat und Politik

Die Parteien: ein schillerndes Spektrum

Die Ereignisse im Mai und Juni 2017 haben unerwartete Verwerfungen in der Parteienlandschaft ausgelöst. Die »Dampfwalze Macron« hat alles durcheinandergebracht. Mit der neuen Bewegung La République en marche (LRM) wurde der altgewohnte Rechts-Links-Gegensatz infrage gestellt. Nach den Legislativwahlen setzte ein Prozess der Umbildung und Neuformierung ein, der noch nicht so bald zu Ende sein wird.

Nun waren die Strukturen der Parteien in Frankreich noch nie so stabil wie etwa in Deutschland. Besonders groß sind seit jeher die Fluktuationen auf der rechten Seite des Spektrums. Scheinbar beliebig werden Parteien gegründet, fusioniert oder umbenannt.

Mit der Rassemblement pour la République (RPR) hatte Jacques Chirac 1976 aus dem gaullistischen Wahlverein Union des Démocrates pour la République (UDR) eine zentral geführte Massenpartei gemacht. Ursprünglich waren die Gaullisten durch totale Identifikation mit Charles de Gaulle und dessen Idee von französischer Größe zu definieren. Dazu gehörten die Faktoren Nationalismus, Distanz zu den USA, starker Staat und sozialer Fortschritt mit Hilfe staatlicher Lenkung. Nach dem Zusammenschluss mit Teilen der Union pour la Démocratie Française (UDF) im Jahr 2002 nannte sich das bürgerlich-konservative Sammelbecken zunächst Union pour un Mouvement Populaire (UMP), Union für eine Volksbewegung. Aus den Resten der UDF wurde das Mouvement Démocrate (MoDem), geführt von dem katholischen Zentristen François Bayrou. Die UMP wurde nach Nicolas Sarkozys Niederlage 2012 von einer ernsten Krise erfasst. Flügelkämpfe brachen aus, es gab Streit um den Parteivorsitz. Neben gemäßigten Konservativen und traditionellen Gaullisten wie Alain Juppé trat eine starke national-populistische Strömung hervor, die sich nicht

scheute, Themen und Positionen der extremen Rechten zu übernehmen.

Sarkozy selbst hatte eigentlich vor, sich im Anschluss an seine Präsidentschaft einer neuen Karriere zu widmen: »Zur Zeit mache ich den Präsidenten, aber eines Tages werde ich Kohle machen«, hatte er schon während seiner Amtszeit wissen lassen. Und tatsächlich tingelte er dann auch eine Weile um die Welt, von Las Vegas über Montreal und Moskau bis Katar, und hielt Vorträge gegen horrendes Honorare zwischen 100 000 und 200 000 Euro pro Auftritt. Aber diese neue Rolle stellte sein Ego dann wohl doch nicht zufrieden. Er strebte nach einem politischen Comeback, wollte seine Revanche und ließ sich zum Parteivorsitzenden der UMP küren, deren Umbenennung in Les Républicains (LR) er alsbald betrieb. Es war klar, dass er den Parteivorsitz als günstige Basis für die Präsidentschaftswahlen 2017 nutzen wollte. Allerdings musste er seinen Mit-Republikanern die Durchführung von Primaires – Vorwahlen nach US-Vorbild – zugestehen. Aus denen ging überraschenderweise als Kandidat sein früherer Premierminister François Fillon hervor, weshalb Sarkozy sich nun wieder stärker der persönlichen Bereicherung widmen kann.

Fillon wurde zunächst als wahrscheinlicher Wahlsieger gehandelt, verfiel aber in Skandalen und riss seine Partei mit in den Abgrund. Nachdem bereits prominente LR-Mitglieder dem Sogeffekt des »Macronismus« erlegen waren, erlitt die Partei bei den Parlamentswahlen empfindliche Einbußen. Und unter den verbleibenden Kräften von LR und den mit ihnen verbündeten Zentristen der Union des Démocrates et Indépendants (UDI) herrscht Uneinigkeit: Jene, die sich »konstruktive Republikaner« nennen, sind einer Zusammenarbeit mit der En-marche-Regierung nicht abgeneigt, andere bemühen sich mit einem gewissen Trotz um stramme Abgrenzung. Es droht weiterer Zerfall, die Bruchstellen sind vorgezeichnet.

Besonders verheerend sieht es bei den Sozialisten aus, die in der vorigen Legislaturperiode über 289 Mandate verfügten und die jetzt auf 31 Abgeordnete geschrumpft sind. Kurz zuvor war der offizielle Präsidentschaftskandidat der Sozialisten Benoît Hamon auf klägliche 6,36 Prozent gekommen, ein Desaster von historischen Ausmaßen. In kürzester Zeit wurde aus der Staatspartei eine

Splitterpartei. Ist eine Wiederauferstehung denkbar oder wird sie ganz verschwinden?

1905 war die Sozialistische Partei als SFIO – Section Française de l'Internationale Ouvrière (Französische Sektion der Arbeiter-Internationale) – gegründet worden, erst 1969 gab sie ihren historischen Namen auf. Es war dann François Mitterrand, der die Partei grundlegend modernisierte. Es gelang ihm, sie auf Kosten der Kommunisten zur großen Partei der Linken aufzubauen. Unter den Mitgliedern dominierten Lehrer und Angestellte des öffentlichen Dienstes. Eine Weile waren aus ihren Reihen noch hin und wieder radikale Töne zu hören: »Wer den Bruch mit der etablierten Ordnung, mit der kapitalistischen Gesellschaft nicht will, der kann kein Mitglied der Sozialistischen Partei sein!«, donnerte etwa 1971 der frisch gewählte Parteichef Mitterrand. Aber seither hatte sich die PS deutlich in Richtung Sozialdemokratie entwickelt, de facto dominierten schon seit Längerem marktwirtschaftlich-liberale Positionen, auch wenn sich hin und wieder Linksabweichler bemerkbar machten.

Zur Zeit des Amtsantritts von François Hollande dominierte die PS alle politischen Instanzen des Landes, beherrschte die Nationalversammlung, kontrollierte 20 von 22 Regionen, stellte die Bürgermeister der meisten großen Städte, und es gab sogar seit 2011 zum ersten Mal in der Fünften Republik eine linke Mehrheit in der zweiten Kammer, dem traditionell konservativen Senat. Das Amt des Staatspräsidenten war dann die Krönung. Seither ging es stetig bergab mit der Partei, die Sozialisten erlitten eine Niederlage nach der anderen. Viele Gemeinden und Départements gingen verloren, der Senat kippte wieder nach rechts, die Regionalwahlen von 2015 erwiesen sich als Debakel. Reihenweise liefen der Partei die Mitglieder weg.

Nachdem François Hollande auf eine erneute Präsidentschaftskandidatur verzichtet hatte, wurde durch die Primaires Benoît Hamon als Kandidat erkoren, der dem linken Parteiflügel angehörte. Die neuen Ideen mit denen er versuchte, die stagnierende PS wachzurütteln – konsequente Öko-Orientierung, Atomausstieg, Arbeitszeitverkürzung, garantiertes Grundeinkommen – waren aber wohl zu visionär für die Sozialistische Partei. Hamon wurde von den tonangebenden Parteigrößen desavouiert. Sie wandten sich von ihrem offiziellen Kandidaten ab und dem neoliberalen

Ex-Banker Macron zu. Als sich dessen Erfolg abzeichnete, verließen immer mehr PS-Größen das sinkende Schiff. Nicht alle wurden mit offenen Armen am anderen Ufer aufgenommen: Ségolène Royal konnte es kaum fassen, dass man ihr nicht gleich ein Ministeramt anbot. Bedrückt ist nach den katastrophalen Ergebnissen der Parlamentswahlen die Stimmung beim verbleibenden Rest. Die PS, die nun auch noch in argen Geldnöten steckt, sieht sich zum Verkauf von Partei-Immobilien gezwungen. Derweil unternehmen unverdrossene Aktivisten auf dem Trümmerfeld Wiederbelebungsversuche einer sozialistischen Linken. Die verbliebenen Abgeordneten in der Nationalversammlung verschweigen schamhaft ihren alten Parteinamen und nennen sich »Nouvelle Gauche«.

Mit der Bewegung La France insoumise (FI; das unbeugsame, aufsässige Frankreich) ist eine neue linke Kraft entstanden, die der PS teilweise das Wasser abgegraben hat. Der ausdrückliche Anspruch des Anführers Jean-Luc Mélenchon ist es, in Zukunft die Stelle der Sozialistischen Partei einzunehmen. »Ich will die PS nicht schwächen, ich will sie ersetzen!« Der 1951 geborene ehemalige Lehrer und Journalist hatte seine politische Laufbahn bei den »Lambertisten« begonnen, einer jener trotzkistischen Gruppierungen, die den Sozialisten lange als Talentreservoir dienten. Als PS-Mitglied brachte es Mélenchon zum Minister in der Regierung von Lionel Jospin, seinerseits ein ehemaliger »Lambertist«, aber zu einer allseits wahrgenommenen Größe in der politischen Landschaft wurde er erst ab 2008 mit seinem Austritt aus dem PS und der Gründung seiner eigenen Formation Ende 2008, Parti de gauche (PG) nach dem Vorbild der deutschen Partei Die Linke. Für die Europawahlen von 2009 bildete die PG gemeinsam mit den Kommunisten das Bündnis Front de gauche. Der talentierte Redner Mélenchon profilierte sich als linker Volkstribun, berüchtigt für seine heftigen Zornesausbrüche bei Interviews. Seine Sympathien für das kubanische Regime und die Verehrung für Hugo Chavez brachten ihm den Spitznamen »Lider maximo« ein. La France insoumise wurde speziell für die Wahlen des Jahres 2017 gegründet: keine Partei im klassischen Sinne, sondern ein offenes linkes Sammelbecken, das sich am spanischen Podemos oder an der Bewegung um den US-Politiker Bernie Sanders orientiert. Mélenchons FI fordert eine neue Verfassung, also eine 6. Republik, bekennt sich zu radikalen sozialistischen und ökologischen Zielen,

propagiert Neuverhandlungen der europäischen Verträge oder andernfalls einen Ausstieg aus der EU. Nachdem Mélenchon mit fast 20 Prozent ein erstaunliches Ergebnis bei den Präsidentschaftswahlen erzielt hatte, kam FI bei den Parlamentswahlen im ersten Wahlgang immerhin auf elf Prozent und zog mit 17 Abgeordneten in die Nationalversammlung ein. Dort bemüht sich die rebellische Bewegung um demonstrative Andersartigkeit, schon dadurch, dass die männlichen Fraktionsmitglieder durch krawattenloses Auftreten gegen die geltende Kleiderordnung verstoßen.

Die Kommunisten von der Parti communiste français (PCF) kamen landesweit im ersten Durchgang der Legislativwahlen nur auf 2,7 Prozent, sie verloren im Vergleich zu 2012 fast die Hälfte ihrer Wähler. Dennoch war Generalsekretär Pierre Laurent erleichtert: »Noch sind wir nicht tot«, denn dank des Entgegenkommens von La France Insoumise, die allen Differenzen zum Trotz in vielen Fällen keinen konkurrierenden Kandidaten aufgestellt hatten, kam die PCF doch noch auf elf Abgeordnete. Kaum zu glauben, dass sie einst die dominierende Größe in der politischen Landschaft Frankreichs war. Westeuropas bedeutendste kommunistische Partei war patriotisch und staatstragend, bezog ihre Legitimität aus der Résistance und war bis 1947 an der de-Gaulle-Regierung beteiligt. Während des Kalten Krieges errichtete die Partei in den von ihr regierten Gemeinden eine fast autarke Parallelgesellschaft mit Kultur-, Sport- und Freizeiteinrichtungen, Lenin-Stadien und Gagarin-Alleen. Mit der Confédération Générale du Travail (CGT) kontrollierte sie die größte Gewerkschaft des Landes. Sie scharte Künstler und Intellektuelle um sich – Pablo Picasso, Fernand Léger, René Magritte, André Breton, Paul Eluard, Louis Aragon, Edgar Morin, Louis Althusser, Albert Camus, Maguerite Duras, Yves Montand, Jean Ferrat. Alle waren sie wenigstens eine Zeit lang Parteimitglieder. Die Feste der Parteizeitung *L'Humanité* im Park von La Courneuve nördlich von Paris waren noch bis in die 1980er Jahre massenhaft besuchte Events der Extraklasse. Da traten die populärsten französischen Unterhaltungsstars auf, Parteichef Georges Marchais lobte die positive Bilanz der Sowjetunion, und die Stände der vielen Bruderparteien lockten mit Spezialitäten. Bei der SED gab es Bratwurst und Radeberger Pils. Staatsgäste aus dem »sozialistischen Lager« suchten Lenins in ein Museum verwandelte Wohnung in der Pariser Rue Marie-Rose auf, so wie

sie in London rituell zum Grab von Marx pilgerten. All das ist inzwischen vorbei. Das Lenin-Museum ist längst geschlossen. Vor langer Zeit schon sind die illustren intellektuellen Trittbrettfahrer abgesprungen. Die einstmals stärkste Partei des Landes musste sich an einstellige Wahlergebnisse gewöhnen. Der historische Tiefststand wurde bei der Präsidentschaftswahl 2007 erreicht, als die Kandidatin Marie-Georges Buffet auf ganze 1,93 Prozent kam. Immerhin sind ein paar kommunistische Rathäuser übrig geblieben, zumal in den alten Bastionen des ehemaligen »Roten Gürtels« um die Hauptstadt, etwa in Ivry, Vitry, Montreuil, Bagneux, Malakoff, Gennevilliers oder Stains. Durch die Allianz mit Mélenchons Parti de gauche hatten die kleingeschrumpften Kommunisten zunächst wieder etwas frische Luft bekommen. Aber das Verhältnis war stets konfliktreich, für Mélenchon sind sie keine gleichwertigen Partner; er verlangt Unterwerfung. So versucht, was von der PCF übrig ist, der Gefahr einer tödlichen Umarmung zu entkommen und bekundet den Willen zu einer tiefen Transformation. Es wird sogar darüber nachgedacht, den Namen der Partei zu ändern.

Die Grünen, deren Komponenten seit 2010 die Partei Europe Écologie-Les Verts (EELV) bilden, stehen vor einem Scherbenhaufen. 2012 hatten sie sich mit den Sozialisten liiert, zogen mit 17 Abgeordneten ins Parlament und stellten zwei Minister, die aus freien Stücken zurücktraten, als bei der Regierungsumbildung von 2014 Manuel Valls Premierminister wurde. In ihrer Partei löste der Schritt heftige Kontroversen aus. Sollten die Grünen dauerhafte Bündnispartner der Sozialisten bleiben oder eher mit Mélenchons Front de gauche zusammengehen? Der Krach in der Öko-Partei nahm hässliche Formen an. Schon bei den Regionalwahlen von 2015 bekamen sie die Quittung für ihre internen Querelen und Machtkämpfe. Katastrophal wirkte sich die Entscheidung aus, auf den offiziellen Präsidentschaftskandidaten der Sozialisten, Benoît Hamon, zu setzen: Die Grünen erlitten ihren Quasi-Untergang als Kollateralschaden des PS-Debakels. In der Nationalversammlung sitzt jetzt kein einziger EELV-Abgeordneter mehr. Einige links orientierte Ex-Mitglieder sind zu den »Insoumis« abgewandert, andere zu Macrons République en marche. Dort hat auch die ehemalige Galionsfigur der Grünen, Daniel Cohn-Bendit, seine neue politische Heimat gefunden. Nicht verwunderlich, dass man auf

ihn in der Öko-Partei nicht gut zu sprechen ist, schließlich gehörte der Alt-68er zu ihren Mitbegründern. Einige Erfolge hat EELV wenigstens noch auf kommunaler Ebene: Landauf, landab regieren die Grünen allerlei kleinere Gemeinden. In Paris stellen sie den Bürgermeister des 2. Arrondissements und haben im Pariser Stadtrat weiterhin einigen Einfluss, so auf den fahrradfreundlichen Umbau der Hauptstadt. Der größte Coup ist ihnen in Grenoble gelungen: Dort amtiert seit März 2014 mit Eric Piolle der erste grüne Bürgermeister einer französischen Großstadt.

Die Partei La République en marche, deren Auftrumpfen diese Verschiebungen und Impllosionen zum großen Teil ausgelöst hat, existiert erst seit sehr kurzer Zeit. Im April 2016 hatte Emmanuel Macron »En marche!« (EM) aus dem Nichts ins Leben gerufen, eine aus dem Hut gezauberte Pseudo-Bewegung. Kein Zufall, dass sich seine Initialen in ihrem Namen wiederfinden: Ihr Sinn und Zweck war es von Anfang an, ihn und sein Vorhaben zu unterstützen. EM war organisiert wie ein Start-up-Unternehmen, man konnte sich problemlos online einschreiben, Beiträge brauchten nicht gezahlt zu werden. Im September hatte EM bereits 80 000 Mitglieder. Im Dezember waren mehr als 2600 EM-Komitees übers Land verteilt. Im Februar 2017 war die Mitgliederzahl schon auf 185 000 angewachsen, bis April wurden es gar 230 000 und es waren Spenden in Höhe von neun Millionen Euro zusammengekommen. Nach der Präsidentschaftswahl folgte die Umbenennung: Aus dem voranstrebenden Fan-Club »En Marche!« wurde die Partei La République en marche (LRM). In Windeseile war über die Kandidaturen zur Parlamentswahl zu entscheiden, die dem neuen Staatschef eine absolute Mehrheit sichern sollten. Das wurde professionell organisiert wie bei der Massenrekrutierung eines Großunternehmens. Zum einen war da der Zulauf aus den großen Parteien: Bewährte Politiker der Linken wie der Rechten drängelten sich um Plätze in der vielversprechenden neuen Formation, in der politische Gegensätze und Spaltungen überwunden werden sollten – eine Partei, die vorgab, sowohl rechts wie auch links zu sein, beziehungsweise weder noch, sondern die sich als »fortschrittliche Mitte« verstand. Zum Aspekt der Neuheit gehörte, dass die Kandidatenliste der LRM zur Hälfte aus Vertretern der Zivilgesellschaft bestand, bei strikter Wahrung der Männer-Frauen-Parität. Großen Wert wurde auch auf die Vielfalt der Her-

kunft gelegt, was sich allerdings eher auf ethnische als soziale Gesichtspunkte bezieht. Führungskräfte und Leute mit höherer Bildung dominieren eindeutig. Kein einziger Arbeiter ist unter den neuen Abgeordneten, dafür finden sich 46 Unternehmer. La République en marche: Die Republik ist unterwegs. Aber wohin marschierst sie? Man gibt sich pro-europäisch, pragmatisch sozial-liberal, irgendwie dynamisch und fortschrittlich. Macron selbst nennt die Richtung »Progressivismus«. Sein Konzept hat glänzend funktioniert, die aus dem Nichts geschaffene Formation hat es problemlos zur absoluten Mehrheit gebracht. Das neue Gebilde, von Macron für Macron geschaffen, wurde vom Wahlvolk bestens akzeptiert. Viele Franzosen scheinen kein Vertrauen mehr in die herkömmlichen Parteien zu setzen und deren Konfrontationen satt zu haben. Sie waren bereit, völlig unbekannte Leute zu wählen, einfach weil sie für den Hoffnungsträger Macron standen. Aber bedeutet dies nun wirklich das Ende des Rechts-links-Gegensatzes? Ist es möglich, auf Dauer Interessenkonflikte und Klassengegensätze aufzulösen? Gibt es so etwas wie eine progressive Mitte? Der Historiker Michel Winock meldet Zweifel an: »Die Geschichte des Zentrismus ist die eines kontinuierlichen Scheiterns.« Man wird sehen, ob sich diese Bewegung einer weder rechten noch linken, aber vorwärts marschierenden Republik zu einer effizienten politischen Kraft entwickelt. Sie hat dafür fünf Jahre Zeit. Ihr Scheitern könnte fatale Auswirkungen haben.

Die extreme Rechte nistet sich ein

Der Front National ist der Elefant im Salon der französischen Republik, eine stets präsente, unausgesprochene Bezugsgröße. Ihre Partei sei, so sagte Marine Le Pen nicht ohne Berechtigung, zum Gravitationszentrum des politischen Lebens geworden. Vor den Wahlen von 2017 war die rechtsextreme Gefahr zu beängstigender Größe angewachsen. Das Udenkbare war näher gerückt: Le Pen ante portas! Im Jahr 2002, war es bereits ihrem Vater Jean-Marie Le Pen gelungen, bei der Wahl zum Staatspräsidenten in die Stichwahl zu kommen, damals gegen Jacques Chirac. Das war eine herbe Überraschung, kaum jemand hatte damit gerechnet. Dass die Tochter 15 Jahre später den zweiten Wahlgang erreichen würde,